Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 12

Artikel: Sie geht um
Autor: Glauser, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066018

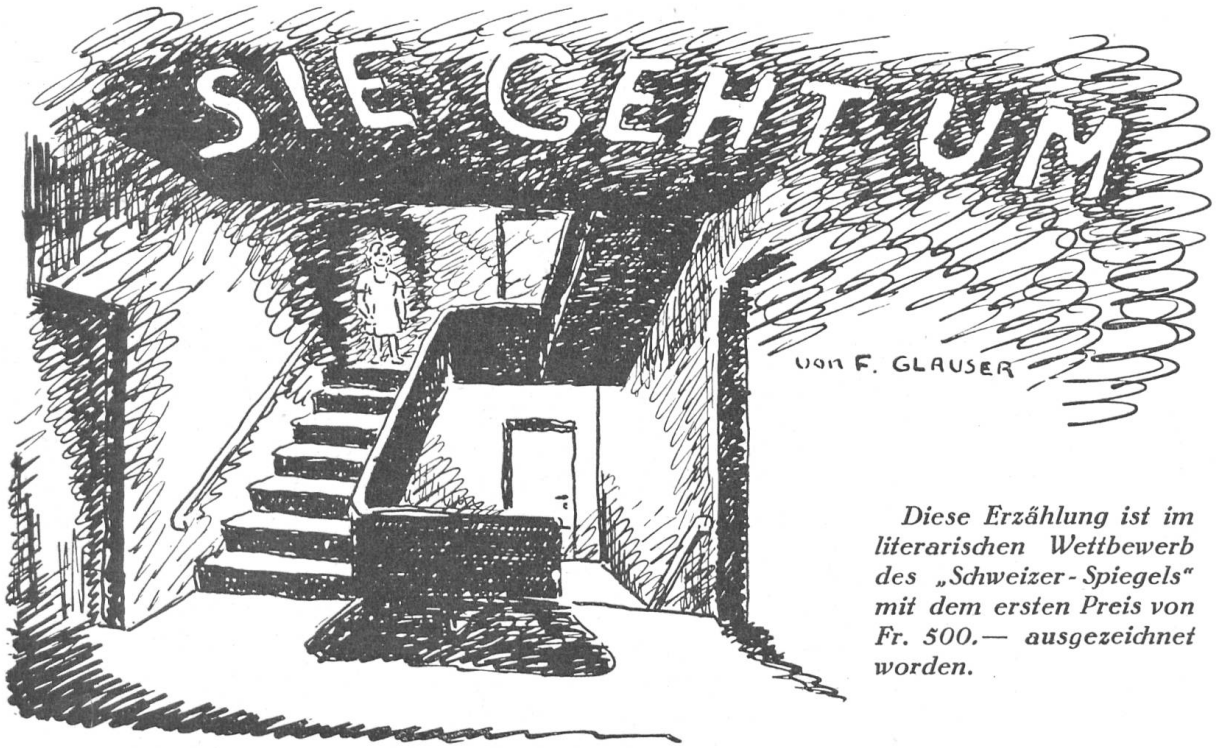
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Diese Erzählung ist im literarischen Wettbewerb des „Schweizer-Spiegels" mit dem ersten Preis von Fr. 500.— ausgezeichnet worden.

Illustration von W. Guggenbühl

Das Haus war im sogenannten modernen Stil erbaut, das heisst es trug ein Flachdach, das aber niemandem diente. Die Leute, die es bewohnten, hatten für Sonnenbäder nichts übrig. Es war dreistöckig; neben der Haustür lag der Laden der Witwe Schoch (zwei Zimmer, ein Bad, eine Küche gehörten dazu) und in dem Laden wurde allerhand verkauft: Bürsten, Schokolade, Zigaretten, Schinken, Butter. In der Auslage machten sich zwei Figuren breit, aus Putzgegenständen zusammengesetzt, der Körper ein Feglumpen, die Arme langstielige Abtrittbürsten: der geniale Schaufensterdekorateur einer bekannten Seifenfirma hatte diese Kunstwerke geschaffen. Aber trotz dieser Attraktion ging der Laden nicht gut, und die Witwe Schoch bereute bitter, die Versicherungssumme, die sie nach dem Tode ihres Mannes einkassiert hatte, in diesen Laden gesteckt zu haben. Die Konkurrenz des Konsumvereins, der ganz in der Nähe eine Ablage hatte, war zu gross.

In dem Rasen vor dem Haus waren rote Sandsteinplatten eingelassen, die als Wege dienten. Hinterm Haus lag der Gemüsegarten, von dem jeder der Mieter ein Stück beanspruchen durfte. Eigentlich wurde er fast vollständig von der Familie Imhof im dritten Stock bestellt, denn die Frauenärztin Künzli im ersten und der Sekundarlehrer Homberger im zweiten hatten kein Interesse an Gemüsekulturen – kein Interesse oder keine Zeit.

Eduard Imhof, Mechaniker in der Loki, war vor drei Monaten eingezogen. Er hatte die Dummheit begangen, der Tochter der Witwe Schoch (Emma hiess sie, war bei der Post angestellt, und hatte einen sehr reizbaren Charakter) zu erzählen, wie er zu dieser Anstellung gekommen war. Imhof war dreissigjährig, breitschultrig, schmal in den Hüften und

Fussballspieler. Das Fusballspielen hatte ihm die einträgliche Stelle eingebracht. Denn früher hatte er arbeitslos in Biel gehockt, viel trainiert und war bei einem Match gegen die Winterthurer dem Protektor des feindlichen Teams aufgefallen. Der kam nach dem Spiel zu ihm und kaufte ihn. Das geht sehr einfach: « So und so, Ihr tretet in unsern Club, ich verschaffe Euch eine sichere Stelle in einer Fabrik, ausserdem bekommt Ihr fünfzig Franken für jedes Spiel, zweimal in der Woche ist Training. Einverstanden? » So verliess Imhof Biel. Man muss sich im Leben zurecht finden, besonders wenn man verheiratet ist und ein Kind hat. Frau Imhof hiess Frieda, sie war eine gute Hausfrau, ein wenig dick, ihr Gesicht voll und gutmütig. Sie liebte ihren Mann. Sie war zu bequem, um seine zunehmende Kälte zu bemerken. Ihre Tochter Elsi sah mit den honiggelben Haaren rund um das blasse Gesicht, niemand wusste warum, ein wenig unheimlich aus. Vielleicht trug ihr sonderbares Betragen dazu bei.

Es war nämlich mehrere Male folgendes vorgekommen:

Hedwig Künzli, Frauen- und Kinderärztin, Sprechstunden von 2–4 Uhr, Donnerstag ausgenommen, eine kleine Person mit einem schüchternen Vogelgesicht, sitzt eines Abends gegen acht Uhr am abgeräumten Tisch und liest. Ihr gegenüber hockt die Magd Rosa und flickt Strümpfe. Das Zimmer riecht leicht nach einer desinfizierenden Seife, in diesen Geruch mischt sich der Geruch des anstossenden Wartezimmers: nicht ganz saubere Kinderwäsche, aufdringliches Parfüm. Das Fenster steht offen, bisweilen heult eine Trambahn in der Ferne, beruhigt sich, wenn sie eine Haltestelle erreicht hat, heult dann wieder, weil sie weiter muss. Dazu klingelt sie. Die Ärztin liest, blickt von ihrem Buch auf und sagt:

« Rösi, ich hab' so Angst. »

« Das ist », antwortet Rosa, « weil das Fräulein Doktor überarbeitet ist. »

« Dummes Zeug », sagt Fräulein Künzli. « Es ist etwas anderes. Ich halte das nicht mehr aus. Da kommen sie in meine Sprechstunde, Maitli aus der Fabrik, und klagen, der Freund will sie nicht heiraten und ich soll helfen. Ich kann doch nicht. Sonst komme ich in Schwierigkeiten. Aber jedesmal, wenn ich dann von einem Kindsmord in der Zeitung lese, komme ich mir schuldig vor. Das ist doch wirklich dumm und ich ärgere mich selbst. Und die kranken Kinder, die nicht leben und nicht sterben können! Soll es noch mehr geben? Fürsorge, Krankenkasse, das ist alles ganz schön. Aber es langt nirgends hin. Und dann sollen noch neue Kinder auf die Welt gesetzt werden! Aber die Angst kommt wohl nicht daher ... »

Fräulein Künzli schweigt, nimmt zwischen Zeige- und Mittelfinger eine Haarsträhne und legt sie über den Hinterkopf. Die Nacht draussen ist sehr still, Heugeruch weht zum Fenster herein, denn das Haus liegt ganz an der Stadtgrenze, nachher kommen schon Felder und Wiesen.

Da schrillt draussen die Klingel, Fräulein Künzli fährt auf, der durchdringende Lärm hat sie erschreckt, ihr Herz klopft, sie fährt mit der Hand an ihre magere Brust.

« Ich geh' schon selbst », sagt sie, als Rosa aufstehen will. Dann öffnet sie die Flurtür. Draussen steht ein kleines Mädchen, mit seinen honiggelben Haaren und seinem blassen Gesicht sieht es aus wie ein versorgungsbedürftiger Engel.

Die beiden sehen sich an, dann fragt die Ärztin, warum das Elsi noch nicht im Bett sei. Das Maitli antwortet nicht, sondern sagt ganz langsam: « Gell, du häscht au Angscht. » Es ist keine Frage, eine Feststellung eher. Fräulein Künzli weiss keine Antwort, denn ihr fällt ein, dass sie vor kaum fünf Minuten zu ihrer Magd gesagt hat, sie habe Angst. Aber nun wird die ziemlich unwichtige Feststellung von vorhin, die mehr ein allgemeines Unlustgefühl hätte ausdrücken

sollen, zu unangenehmer Wahrheit. Jene merkwürdige Leere in der Magengegend macht sich bemerkbar, die als Symptom bekannt ist; dann stecken die Hände, von einem Augenblick auf den andern, in Handschuhen aus Spinnweben (und nicht abstreifen lassen sich diese Handschuhe), die Gedanken jagen sich, einer unmöglicher als der andere, so, als werde ein Sündenregister mit lautloser, aber doch deutlich verständlicher Stimme heruntergelesen. Hedwig Künzli streicht sich mit der Hand über die Stirn, da bleiben die Spinneweben auf der Haut kleben, sie möchte etwas sagen, das Gesicht des kleinen Mädchens ist gespannt, in den Augen flimmert es, aber das ist nur der Schein der Glühlampe, die im Stiegenhaus brennt. « Gell, du häscht au Angscht? » sagt das Elsi noch einmal. Da kommt eine Stimme von oben: « Elsi! » und das 'si' tönt eine Quart höher als die erste Silbe.

Es müsse jetzt ins Nescht, sagt das Elsi und wünscht gute Nacht. Es wolle für das Fräulein Doktor beten.

Als die Rosa erfährt, wer an der Türe war, schüttelt sie den Kopf, dann bekreuzt sie sich. Sie stammt aus einem katholischen Dorf im Luzernischen ...

An einem der nächsten Abende macht sich die Witwe Schoch, wie gewöhnlich, für die Nacht zurecht. Es ist halb zehn, die Beine tun ihr weh. Sie ist den ganzen Tag hinter dem Ladentisch gestanden, viel ist nicht eingegangen, nur gut, dass in der Nähe ein Neubau erstellt wird, da kommen die Maurer und Handlanger ihr z'Nüni und z'Vieri holen, Bier, Käse, Schinken, Brot; sonst würde man gar nichts verdienen. Die Witwe Schoch zählt die Tageseinnahme. Es ist wenig, fünfzig Franken im ganzen – wenn nur die Witschis im Nebenhaus bald zahlen würden, aber der Witschi hat erst am Samstag Zahltag, bis dahin muss man aufschreiben. Die Tochter Emma ist zurückgekommen, sie putzt die Wanne im Badzimmer. Offenbar hat sie das Geräusch des Geldzählens gehört, denn sie reisst plötzlich die Türe auf, schlägt sie hinter sich zu und beginnt zu keifen:

« Wieder nichts eingenommen, hä ? Und ich soll wohl immer einspringen und alles zahlen und mich aufopfern? » Wenn die Mutter damals ihr gefolgt hätte und das Geld vom Vater auf die Bank getan hätte, dann wäre sie, die Emma, schon längst verheiratet. Der Lehmann habe sie nehmen wollen, wenn sie nur die Aussteuer hätte aufbringen können ... So geht es eine Zeitlang fort, fast jeden Abend ist es das Gleiche, die Witwe Schoch ist müde geworden, früher hat sie auch schreien können, und sich wehren, jetzt geht es nicht mehr. Sie möchte gern – ja, was möchte sie gern? Sterben? Nein. Sie hängt am Leben trotz allem, es ist noch viel Erinnerung in ihr, an Turnfeste, zu denen sie mit ihrem Manne gegangen ist, der war nämlich Kranzturner, und auch die Gegenwart ist manchmal ganz schön. Jetzt im Sommer ganz besonders, da geht sie am Sonntag in die Predigt, ganz allein, die Strassen sind glatt und auch die Sonne ist sauberer als in der Woche. Man trifft Bekannte ... « Du hörst mir natürlich wieder nicht zu ... » schreit die Tochter weiter und die Witwe Schoch denkt: ‚Die Emma hat zuviel Blut, das kommt alles vom Blut. Jetzt ist sie über dreissig, hat keinen Mann, das kann nicht gut kommen.' Da läutet die Glocke, die über der Flurtür hängt. Die Witwe Schoch geht öffnen.

« Ich hätt' gern ein Mödeli Butter », sagt eine leise Kinderstimme. Die Witwe Schoch bleibt ziemlich lange regungslos im Türrahmen stehen. Der Tochter wird es zu dumm, sie meint boshaft, die Mutter werde schon einmal gehörig innerasseln mit dem Verkauf nach Ladenschluss. Aber die Mutter hört nichts und so betrachtet die Tochter auch das Gof, das vor der Türe steht und auf einen Punkt starrt, der über dem strähnigen Haupt der Witwe Schoch in der Luft schweben muss.

Sie weiss nicht recht, was mit ihr los

ist, die Witwe Schoch, wie sie da so steht und auf das Maitli schaut. Ihre Zunge ist trocken und schabt an der Kautschukplatte ihrer Prothese. ‚Fünfzig Franken', muss sie denken, ‚der Konsumverein ... übermorgen soll ich eine Rechnung von dreihundert Franken bezahlen, die Tochter hat kein Erspartes mehr ... Vielleicht werd' ich gepfändet, dann muss ich ins Armenhaus. Denn die Tochter ... Wenn ... wenn ...' muss sie immer denken, dann rafft sie sich zusammen und frägt das Maitli, ob die Mutter es geschickt habe. Das Elsi nickt und fragt dann: « Gell, du häscht au Angscht? » Emma lacht, die Witwe Schoch geht das Mödeli holen, steht dann noch lange kopfschütteln in der Türe, während die kleinen Schritte die Treppe hinauf leiser werden. Ob das wirklich Angst sein könne, fragt sich die Witwe Schoch, dieser trokkene Geschmack im Mund, dieses müde und aufreizende Gefühl in den Beinen, so, als strebten sie in die Erde hinein. Die Tochter hat sich im Badezimmer eingeschlossen, der Gasofen summt eintönig, das Wasser rinnt in die Wanne. ‚Ist gut', denkt die Witwe Schoch, ‚jetzt nimmt die Emma ein Bad, wenn sie noch ein Pulver schluckt, kann sie sicher schlafen.' Dann liegt sie noch lange wach und rechnet – in drei Tagen dreihundert Franken. Wenn ... wenn ... Und da hat sie wieder den ausgetrockneten Mund.

Zu Dr. Mathias Homberger, dem Sekundarlehrer im zweiten Stock, der mit seiner Schwester zusammenwohnt, ist Elsi nie gekommen. Dafür hat er ihre Anwesenheit doch verschiedene Male unangenehm empfunden. Dr. Homberger ist farblos, seine Sporthemden sind grau, grau die Krawatte, in der eine Nadel steckt: Ski mit Schuh, Silber (er ist sportlich gesinnt), am vierten Finger der Rechten trägt er einen Ring, dessen breite Platte auf rotem Grund einen weissen Strich zeigt. Man weiss nicht, ist es die Erinnerung an die Studentenverbindung Zofingia oder ein Bekenntnis zu integralem Patriotismus. Vielleicht das letztere. Dr. Homberger ist für nationale Erneuerung, gegen die Juden und den Marxismus. Das kommt vielleicht daher, weil die Schulkommission eine sozialistische Mehrheit hat und die zwei Broschüren Dr. Hombergers (« Vitoduriana » und « Gedenkschrift zum 100jährigen Bestehen der Firma N. ») nicht zu schätzen scheint.

« Ich glaube », sagt er zu seiner Schwester, während er Aufsatzhefte korrigiert – es ist zehn Uhr abends – « ich glaube, ich habe zuviel geraucht. Ich habe so einen Druck über dem Herzen. »

Fräulein Homberger, unbestimmbaren Alters, farblos, wie ihr Bruder, ist an diese Klagen gewöhnt. Einmal ist der Föhn, einmal die mittags verspeisten Bohnen, einmal der schwarze Kaffee an Dr. Hombergers Verstimmungen schuld. Sie glaubt aber nicht recht an diesen kausalen Zusammenhang, denn sie sagt: « Es ist die grosse Weltangst », und faltet dazu die Hände auf dem Tisch, « sie wird wachsen und wachsen, bis die Menschheit eingesehen hat, dass sie den Glauben an die höheren Mächte verloren hat und bis sie wieder auf die Suche geht nach den Quellen des Lebens. » Fräulein Homberger hat früher die Erlösung auf vielen Wegen gesucht, die alle ins Dickicht geführt haben. Nun geht sie dreimal wöchentlich in einen grossen Saal an der Kirchgasse, wo sie mit Gleichgesinnten vor einem riesigen Rosenkreuz ihren Körper nach vorbestimmten harmonischen Rhythmen bewegt. Sie ist überzeugt, dass sie tief in die Verwebung der Lebensfäden Einblick gewonnen hat, und das hat ihrem Gesicht eine gewisse starr-hochmütige Ruhe gegeben, die nur selten von einem duldsamen Lächeln erhellt wird.

Dr. Homberger klagt über die Schule, ohne weiter auf die Gedanken seiner Schwester einzugehen. Er habe da zwei Jüdinnen in seiner Klasse, frühreife Geschöpfe, die aufsässig und respektlos seien und den Burschen nachliefen. Er habe sich an das Jugendfürsorgeamt gewandt, denn man müsse derartige Elemente so früh als möglich versorgen. Und was habe man ihm geantwortet?

Das ginge nicht. Die Eltern seien angesehene Leute. « Cohen und Naphtaly! ... Mein Gott, da ist es schon wieder! »

Der letzte Ausruf betrifft nicht ein subjektives Unwohlsein, sondern ein harmloses Geräusch, Schritte, tappende Tritte über seinem Kopf. « Jetzt ist es zehn Uhr », stellt er ärgerlich fest, « da sollte das Gof schon lange schlafen! Und statt dessen spaziert es auf und ab. Es nützt nichts, wenn man sich beklagt. »

« Die Kinder », belehrt die Schwester, « sind wandelnde Schicksale.» – «Wennschon », brummt der Bruder gereizt, «aber wenn es an der richtigen Erziehung fehlt? Disziplin, sage ich immer, wir sind disziplinlos geworden. Wenn da nicht mit einem eisernen ... Himmelherrgott», flucht er plötzlich, « das ist nicht zum Aushalten!» Er geht in die Küche, kommt mit einem Besen zurück und klopft an die Stubendecke. Die Schritte gehen ruhig weiter, hin, her, her, hin. Nackte kleine Füsse.

« Ich habe der Frau gesagt, sie könne jeden Morgen zwei Stunden kommen und mir beim Putzen helfen », sagt Fräulein Homberger. « Man muss die armen Leute unterstützen.» Homberger nickt: « Ja, ich habe mit dem Mann einmal gesprochen, er ist nicht in der ‚Partei'.» Die Betonung dieses Wortes ist aufschlussreich. Aber Dr. Homberger scheint doch nicht zu wissen, dass Imhof fast ebensoviel verdient wie er. Imhof arbeitet im Akkord und kommt in der Woche auf neunzig Franken, rund, und die Frau hat ein paar Putzplätze.

Im Schlafzimmer des Ehepaares Imhof hängt an der Wand ein Konfirmationsspruch: « Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen.» Die Augen gleiten gleichgültig darüber hin, wie über eine Fliege. Eduard Imhof liegt neben seiner Frau, es ist stockdunkel im Zimmer, die Läden sind trotz der Hitze geschlossen. Mann und Frau sind wach und schweigen sich an. Imhof liegt auf dem Rücken und starrt zur Decke. Er denkt, dass er Sonntag in acht Tagen gegen die Bieler spielen soll, und vor diesem Spiel hat er Angst. Die letzten Tage hat ihn das Gefühl oft überfallen, es war ihm, als sei er in einem verschlossenen Raum eingesperrt, er will hinaus, möchte die Fenster zertrümmern, möchte die Türe einschlagen ... und steht dann plötzlich vor seiner Drehbank oder sitzt vor seinem Suppenteller, und die Suppe ist inzwischen kalt geworden. Da hat er dann ein paarmal geäussert, mehr für sich, dass er gruusige Angst habe. Die Frau hat ihn ausgelacht, nur das Elsi hat ihn verwundert angesehen. Nachher hat es die Mutter gefragt, wie das sei, wenn man Angst habe. Die Mutter hat eine ausweichende Antwort gegeben, und darum fragt jetzt das Elsi alle Leute, ob sie auch Angst hätten. Die Mutter hat nämlich gesagt, Angst, das sei, wenn man etwas Dummes gemacht hätte und nun auf die Strafe warte. Das Elsi kann aber nicht begreifen, wer denn den Vater bestrafen kann, und ob der Vater auch Dummheiten gemacht habe.

Der Vuilleumier wird Back spielen, denkt Imhof, und der war immer schlecht auf ihn zu sprechen. Vor dem muss man sich in acht nehmen. Dann schweifen die Gedanken weiter, er denkt an die Emma Schoch, die er schon dreimal unten vor der Haustüre getroffen hat. Sie sieht rassig aus und ist gerade im richtigen Alter. Man kann ja probieren, denkt er, da fährt er auf. Im Nebenzimmer, wo die Tochter Elsi schläft, läuft jemand auf und ab, mit nackten Füssen. Imhof fährt seine Frau an, sie solle Elsi ins Bett tun. Da klopft es auch schon gegen den Boden. Natürlich, Hombergers werden sich morgen wieder beklagen. Frieda Imhof steht auf, sie sieht unförmig dick aus in ihrem Nachthemd, der Mann wendet sich ab.

Elsi will nicht ins Bett. Sie will wissen, ob das auch Angst ist, wenn man nicht schlafen kann und aus allen Ecken kommen die Mäuse. Aber die kommen nur in der Nacht und der Vater sagt immer, auch am Tag, dass er Angst hat. Und alle im Hause haben Angst, schreit Elsi, sie könne das deutlich an den Gesich-

tern sehen, das Fräulein Doktor hat Angst, und die Frau Schoch und die Emma. Sie weiss ganz gut, wie das ist. Dabei springt sie wieder aus dem Bett, läuft her und hin, bis sie die Mutter wieder einfängt. Aber Elsi will nicht ins Bett, sie beginnt zu schreien, zu kratzen, sie liegt auf dem Boden, schreit weiter – ein Wutanfall scheinbar. Endlich erscheint der Vater, Elsi bekommt Schläge, sie schreit weiter, bis sie an den Schreien fast erstickt. Das Haus wird wach, Türen gehen, Licht flammt auf, Stimmen murmeln im Stiegenhaus. Selbst Dr. Hombergers Schwester hat ihre überlegene Ruhe verloren.

Am nächsten Morgen sitzt Elsi still unter der Birke im Garten, ihre Haut ist so weiss wie die Rinde des Baumes; sie hält eine Stoffpuppe auf den Knien und singt eintönig: « Du bischt Angscht! » und wiegt dazu die Puppe. Fräulein Künzli kommt vorbei. « Willst mitfahren, Elsi? » Ein grosser Wagen steht vor der Gartentür, Elsi sitzt neben dem Fräulein. Die Häuser spazieren vorbei, wenn man auf einen Knopf drückt, bäkt der Wagen. Ob der Wagen auch Angst habe, wenn er bäke, fragt Elsi. Die Ärztin schüttelt nur den Kopf. Es ist eine unerklärliche Freude in ihr, dass das Kind neben ihr sitzt. Es gibt warm. Sie denkt daran, dass sie am Abend immer den Lautsprecher einschaltet, um ja nicht die Stimme des Ansagers zu verpassen, der « Gute Nacht, liebe Hörer und Hörerinnen! » wünscht. Man ist so allein. Aber das Kind neben sich zu fühlen tröstet. Und während der Wagen weiterrollt, vor verschiedenen Häusern stehen bleibt, wieder anfährt, erzählt Fräulein Künzli dem Maitli die Geschichte des Rattenfängers von Hameln. Wie er zuerst die Mäuse in den Fluss gelockt hat und dann aus Rache, weil man ihn nicht bezahlen wollte, die Kinder holen gekommen ist, mit dem Locken seiner Pfeife. Sie zogen hinter dem bunten Manne her, eine grüne Hahnenfeder winkte von seinem Hute, er führte sie in den Berg hinein.

« Nicht in den Berg », meinte Elsi, « er hat sie auch in den Fluss geführt. » Und auf die Frage, woher Elsi das wisse, antwortete das Kind, das sei ganz klar, im Berg sei's dunkel, aber im Fluss sei es immer hell. Und der bunte Mann habe doch die Kinder nicht in die Angst führen wollen, sondern ins Helle. Woher Elsi denn wisse, was Angst sei, wollte das Fräulein Doktor noch wissen. Da erklärte das Maitli, und sprach vom Vater, der vor seinem Teller sitze, bis die Suppe kalt geworden sei, und von der Witwe Schoch, die sei eine ganz Arme, das sehe man an ihren Augen. Diese Bemerkungen alle vorgebracht mit einem Ernst, der schlecht zu dem sonstigen kindlichen Gehaben passen wollte.

Die folgenden Tage, bis zu dem denkwürdigen Sonntag, an dem der Match gegen die Bieler gespielt wurde, verhielt sich Elsi ruhig. Sie läutete nicht mehr an fremden Wohnungstüren, stellte auch den Leuten, denen sie im Stiegenhaus begegnete, keine blöden Fragen mehr. Immerhin ging man ihr lieber aus dem Wege. Nur Fräulein Künzli nahm das Elsi noch einige Male mit, wenn sie Krankenbesuche zu machen hatte. Es war nur merkwürdig, dass bald hier, bald da die über dem Hause liegende gereizte Stimmung sich in kleinen Explosionen Luft machte.

« Sie geht um », sagte dann die Magd Rosa zu Fräulein Künzli, es war nicht deutlich, ob sie damit die Gereiztheit meinte oder in dem Maitli Elsi die Verkörperung der Angst sah, deren eine Form eben jene kleinen Reibungen waren, die so unfassbar waren, dass man sie nicht einmal erzählen kann.

An jenem Sonntag aber begann es um elf Uhr morgens damit, dass Frieda Imhof das Gof in die Waschküche schickte, ein dort vergessenes Stück Seife zu holen. Dort traf das Maitli seinen Vater, der eben daran war, die Emma Schoch abzuküssen. Die Beiden fuhren mit roten Gesichtern auseinander. Emma schrie zuerst leise auf, beruhigte sich wieder; als aber Elsi mit der Feststellung losplatzte: Jetzt hätten sie beide Angst, stieg Em-

mas Gekreisch wütend an, formte sich zu Worten, und mit ihrem Gezeter trieb sie das kleine Mädchen die Kellertreppe hinauf, das Stiegenhaus hallte wider, Fräulein Künzli wollte beruhigend eingreifen (sie stand in der offenen Tür ihrer Wohnung), wurde aber auch nervös und schrie mit einer ihr selbst ganz fremden Stimme, das gehe nicht so weiter, das kleine Maitli mache das ganze Haus verrückt. «Jawohl», tönte von oben Dr. Hombergers Bass, « aber das Fräulein Doktor sei selber schuld, man führe ein Kind eben nicht im Auto spazieren. Jeder Mensch an seinen Platz! » Kalkweiss, weisser noch als sonst stolperte das Elsi an den Leuten vorbei und verkroch sich an der Brust ihrer Mutter. Aber auch da fand sie keinen Schutz, denn plötzlich griff, in eine augenblickliche Stille, unten die Stimme der Witwe Schoch. Und was diese schrie, ging auch Frieda Imhof an. Was das sei, schrie die Witwe Schoch, und man hörte es ihrer Stimme an, wie glücklich sie im Grunde war, endlich eine Gelegenheit zu haben, ihrer Tochter wüst zu sagen, was das sei, ein Geschleipf mit einem verheirateten Mann anzufangen, das sei allerhand, und weiter in dieser Tonart.

Frau Imhof zerrte ihr Maitli in die Wohnung und wollte wissen, was in der Waschküche gegangen sei. Aber Elsi blieb stumm. Sie zitterte, ihre Augen waren weit offen, plötzlich verdrehten sich diese, so dass fast nur noch das Weisse sichtbar war, Elsi fiel um. Jetzt bekam es die Mutter auch mit der Angst, aber mit einer gutmütigen, wenn man so sagen darf, einer Angst, die begründet war, einer Sorge eher, und nicht mit einem Gefühl, dessen ferne Ursache man nicht einmal ahnt, und das sich nicht beruhigt, wenn man ihm auch eine noch so reale Begründung unterschiebt. Sie ging, die Frieda Imhof, das Fräulein Künzli holen. Und als es bekannt wurde, das Elsi sei krank, beruhigte sich der Lärm plötzlich, die Witwe Schoch verschwand mit ihrer Tochter und Dr. Homberger fragte seine Schwester, was es Gutes zu Mittag gebe. Hoffentlich keine Bohnen, von denen bekomme er immer jenen merkwürdigen Druck ... Aber die Tatsache, dass das Elsi an einer Gehirnhautentzündung im Sterben lag, ging in der Aufregung unter, die Imhofs Unfall auslöste.

Er spielte am Nachmittag als Centerhalf gegen die Bieler, am Abend lag er im Spital. Tritt in den Unterleib. Es war in der ersten Halbzeit passiert, die Referee hatte abgepfiffen, fowl, das Publikum hatte getobt. Nach dem Ausscheiden Imhofs glich Biel das Spiel mit 2 : 2 aus, was wollte man mehr? Vuilleumier, der Back, der den Tritt gegeben hatte, wurde von den Bielern gefeiert und betrank sich am Abend. Und die Winterthurer würden es sich das nächste Mal überlegen, bevor sie sich einen Bieler kauften.

Übrigens war Imhofs Unfall nur der Auftakt zu einer Reihe von Widerwärtigkeiten, von denen die Hausbewohner heimgesucht wurden. In der folgenden Woche liess sich Dr. Homberger hinreissen, mitten in der Stunde die beiden Schülerinnen, die er als « verseuchende Elemente » bezeichnete, kräftig zu ohrfeigen. Disziplinaruntersuchung, Rüge, Dr. Homberger musste sowohl bei Cohen als auch bei Naphtaly einen Entschuldigungsbesuch machen. Darauf verschwanden die Mädchen aus der Schule.

Fräulein Künzli erhielt zweimal Vorladungen, vor dem Untersuchungsrichter zu erscheinen. Es war eine düstere Angelegenheit, sie hatte zwar nur als Zeugin zu erscheinen, aber die Witwe Schoch kannte leider die amtlichen Couverts, sie schwatzte viel in der nähern Umgebung. Fräulein Künzli wurde schief angesehen, wenn sie mit ihrem Auto vorbeifuhr.

Aber die Witwe Schoch bereute bald ihre Geschwätzigkeit. Denn als sie wieder einmal eine Rechnung nicht bezahlen konnte, alarmierte die Tochter mit ihrem Gekeif das ganze Haus. Bis Fräulein Künzli einschritt, sich nach der Ursache des Lärmens erkundigte, und, als sie

diese erfahren hatte, die Summe vorstreckte. Fräulein Künzli war reich von Hause aus. Sie konnte es sich leisten. Die Witwe Schoch aber weinte.

Sogar Dr. Hombergers Schwester wurde vom Schicksal nicht verschont. Sie hatte fünfzig Franken auf einer Subskriptionsliste gezeichnet (die Loge wollte einen Neubau erstellen), hatte das Geld auch einbezahlt. Aber die Kassiererin verwendete es für Toiletten. Von einer Verfolgung der Schuldigen wurde abgesehen; Fräulein Homberger mied von nun an den Saal in der Kirchgasse, in dem das riesige Rosenkreuz an der Wand prangte. Der Weg hatte wieder ins Dickicht geführt.

Es ist bekannt, dass aufgeklärte Menschen ziemlich abergläubisch sind, aber ihren Aberglauben stets verbergen. Den Aberglauben aber ganz naiv auszusprechen, vermögen nur einfache Seelen. Es war wieder die Magd Rosa, die katholisch war und aus dem Luzernischen stammte, die all die unangenehmen Vorkommnisse mit der Krankheit Elsis in Verbindung brachte. Das « Sie geht um » der Magd Rosa wurde im Hause geflügeltes Wort. Dr. Homberger gebrauchte es mit bitterer Ironie, denn unter dem « Sie » verstand er auch die Bolschewisierung des Abendlandes, seine Schwester gebrauchte es traurig, ohne das duldsame Lächeln, das früher ihre starr-hochmütige Ruhe erhellt hatte. Denn auch diese Ruhe hatte gelitten. Emma Schoch sprach die Redensart mit verbissenem Groll, denn sie gab dem kleinen Mädchen die Schuld an dem traurigen Ausgang ihres kaum begonnenen Abenteuers. Die Witwe Schoch aber flüsterte es mit einer gewissen Zärtlichkeit, wenn ihre Beine wieder schwer wurden und sie schier in die Erde ziehen wollten. Sie hatte keine rechte Freude mehr, nicht einmal mehr an der Predigt des Pfarrers. Manchmal lauschte sie am Abend, ob nicht die Flurklingel ertöne, sie ging oft zur Tür, öffnete sie, aber niemand stand davor und keine Stimme fragte nach einem Mödeli Butter.

Elsi starb am Sonntag nach dem Unfall ihres Vaters. Drüben, auf der Wiese, die auf der andern Seite der Strasse sich bis zum Hügel erstreckte, tobte ein kantonales Radfahrerfest. Es war drei Uhr nachmittags, als die Bülacher Elitemannschaft im Kunstfahren unter Musikbegleitung die höchste Punktzahl erhielt. Klatschen. Dann war es einen Augenblick still. Ein Karussell spielte mit vielen falschen Orgelpfeifen den Schlager: « Wenn du einmal dein Herz verschenkst ... » Elsi lag im Bett, ihre linke Gesichtshälfte war verzerrt, die Augen waren halb geschlossen. Fräulein Künzli sass bei ihr. Die Mutter war ins Spital gegangen, den Vater besuchen. Die Ärztin hielt die Hand des kleinen Mädchens. Da murmelte Elsi etwas, die Ärztin beugte sich herab. Es klang, wie « bunter Mann », dann war « Pfeife » verständlich. Die Füsse des Kindes, die unbeweglich gewesen waren, machten zukkende Bewegungen, so als ob sie einen Tanz versuchen wollten. «Wasser», sagte das Elsi, aber Fräulein Künzli wusste, dass das Kind keinen Durst hatte, denn das starre Gesicht erhielt ein Lächeln. Und Fräulein Künzli verstand, dass das Kind den Spielmann von Hameln sah, der es tanzend in ein helles Wasser führte, zusammen mit einer Schar singender Kinder. So starb das Elsi Imhof.

Das geflügelte Wort ist geblieben. Die Leute im Hause gebrauchen es, wenn die Angst zu ihnen kommt (und zu wem kommt sie heutzutage nicht?). Aber die Angst ist nur schlimm, wenn sie unvorstellbar bleibt, als Albdruck, als dunkles Gefühl. Aber als Bild eines kleinen Mädchens, das voll Interesse fragt: « Hescht du Angscht? » oder als Trappen nackter Füsse ist es weniger schlimm. Das Bild eines Kindes kann sogar noch etwas Tröstliches haben.